

dtv

Viele Angehörige der älteren Generation erinnern sich noch daran, wie die Nazis ihre Kindheit mißbrauchten, ohne daß sie dies damals erfassen konnten. Wie aber erlitten die Söhne und Töchter jüdischer Eltern diese Zeit? Inge Deutschkron, in Berlin aufgewachsen, mußte erfahren, was es heißt, ein jüdisches Kind zu sein. Zunächst bedeutete dies nur, nicht mit Gleichaltrigen spielen zu können, vom Schwimmen- und Sportunterricht ausgeschlossen zu sein, mehrmals die Schule zu wechseln und in andere Stadtviertel umziehen zu müssen. Allmählich kommt die Angst vor Verhaftungen hinzu, und bald wird der Familie klar, daß es sich um eine planmäßige Diskriminierung handelt, an deren Ende die totale Menschenverachtung und Mord stehen. Der Ausbruch des Krieges verhindert die Emigration. Ab 1941 mußten die Juden den gelben Stern tragen, die ersten Deportationen unter den 66 000 Berliner Juden setzten ein. Die verzweifelte Angst vor dem offenbar unausweichlichen Schicksal wurde übermächtig. Für Inge Deutschkron und ihre Mutter begann nun ein Leben in der Illegalität, unter fremder Identität, lebensbedrohend für sie selbst wie für ihre Freunde, die ihnen in menschlicher Solidarität Beistand gewährten. Nach Jahren der quälenden Angst vor der Entdeckung haben sie schließlich den bürokratisierten Sadismus des nationalsozialistischen Systems überlebt: zwei unter 1423 Juden in Berlin, die dem tödlichen Automatismus entronnen sind.

Inge Deutschkron, 1922 in Finsterwalde (NL) geboren, war nach dem Krieg 1945 Sekretärin in der Zentralverwaltung für Volksbildung in Berlin. Nach acht Jahren Aufenthalt in England und Reisen u. a. nach Indien und Israel seit 1955 freie Journalistin in Bonn, seit 1958 Mitarbeiterin der israelischen Zeitung ›Maariv‹, die sie 1960 zur Deutschland-Korrespondentin ernannte. 1966 erwarb sie die israelische Staatsangehörigkeit und arbeitete seit 1972 bis zu ihrer Pensionierung 1987 in der Redaktion von ›Maariv‹ in Tel Aviv. 1989 Premiere am Berliner Grips-Theater von ›Ab heute heißt du Sara‹ (nach: ›Ich trug den gelben Stern‹). Seither zu Vorträgen, Lesungen und Besuchen häufig wieder in Berlin. Von Inge Deutschkron erschienen zuletzt ›Sie blieben im Schatten‹ (1996) und ›Emigranto. Vom Überleben in fremden Sprachen (2001).

Inge Deutschkron
Ich trug den gelben Stern

Mit 19 Abbildungen

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Inge Deutschkron
ist im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Mein Leben nach dem Überleben (30789)

Ungekürzte Ausgabe
April 1985
21. Auflage Mai 2006
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
www.dtv.de

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.
Sämtliche, auch auszugsweise Verwertungen bleiben vorbehalten.
© 1978 Verlag Wissenschaft und Politik
Berend von Nottbeck, Köln

ISBN 3-8046-8555-2

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany

ISBN-13: 978-3-423-30000-1

ISBN-10: 3-423-30000-0

Inhalt

»Du bist Jüdin«	9
Wechselvolle Schulzeit	23
Der 9. November	34
England antwortet nicht	44
In Berlin gehen die Lichter aus	56
Blindenwerkstatt Otto Weidt	70
Vorhof der Hölle	81
Die »Listen«	90
Untergetaucht	103
Von einem Versteck ins andere	113
In »Sicherheit«	127
Ausgebombt	136
Menschliches, Allzumenschliches	147
Nazis und andere	157
Flüchtlinge aus Guben	164
»Bleib übrig«	174
Danach	182

Berlin - Wilmersdorf, den 24. 10. 45

Meinem Paps!

Warten !! Weisst Du, was es heisst zu warten, zu warten auf etwas, das vor 1 Jahr noch unerreichbar, ja unglaublich schien und jetzt greifbar nah sein müsste und es doch nicht ist?

Und um Dir hier klar zu machen, wie schmerzhaft wir auf ein Lebenszeichen von Dir haben - es wurde einer sechs, ja bald sieben Jahre entbehrt~~er~~ Liebes-
nung gleichen - will ich versuchen nach-
träglich für Dich ein Tagebuch zu führen damit Du mitleben kannst, was uns in diesen furchtbaren Jahren unserer Trennung hier geschah. Ich hoffe dass ich noch nichts vergessen habe. Selbst war es mir unmöglich, in den Jahren unse-
res illegalen Aufenthalts irgendwelche Aufzeichnungen machen zu können, die Gefahr von der Gestapo doch eines Tages

entdeckt zu werden, war zu gross. Einbe-
gonnenes Tagebuch ist bei einem Bomben-
angriff verbrannt, und so werde ich
mich nun auf mein Gedächtnis verlassen,
ich glaube aber dass es kaum ein ~~Rei-~~
gnis sein könnte, das mir entfallen
~~einige, die man nicht einsehen~~
~~einsehen~~. Solche Ereignisse wird man
sie je im Leben vergessen können? Ge-
fahren die man wunderbarerweise über-
wunden, Abschiede, die man von Menschen
nehmen musste von denen man wusste,
dass in ihren Tod gingen

Ein Brief Inge Deutschkrons an ihren Vater in England, nachdem
Angst und Schrecken des Überlebens im Berliner Untergrund über-
standen waren. Aus ihrem hier angekündigten Bericht über die Jahre
der Trennung ist dieses Buch entstanden.

»Du bist Jüdin«

»Du bist Jüdin«, hörte ich die Stimme meiner Mutter. »Du mußt den anderen zeigen, daß du deshalb nicht geringer bist als sie.«

Was war das, eine »Jüdin«? Ich fragte nicht danach, denn meine Aufmerksamkeit galt dem, was sich auf der Hufelandstraße im Berliner Nordosten abspielte, auf die ich aus dem Fenster meines Zimmers schaute. Das tat ich gerne, denn obgleich die Hufelandstraße nur eine stille Nebenstraße war, gab es für ein zehnjähriges Mädchen viel zu beobachten. Ich sah anderen Kindern beim Spielen zu. Meine Eltern hatten mir untersagt, auf der Straße zu spielen. Sie meinten, dort lauerten zu viele Gefahren für ein kleines Mädchen. Das Verbot erschien mir sehr hart. Obgleich ich alle Kinder bei ihrem Namen kannte, konnte ich an ihren Spielen nur aus der Ferne meines Beobachtungspostens teilnehmen. Das war bitter.

Meine Mutter bemühte sich darum, mir verständlich zu machen, was sie gesagt hatte. Ich weiß heute nicht mehr, welche Erklärung sie mir gab. Ich weiß nur, daß ich sie nicht verstand. Aber auch zu einem späteren Zeitpunkt unterließ ich es, auf dieses Thema zurückzukommen und auf eine Erläuterung zu drängen. Ich fühlte, daß ich damit für sie wie für mich Konflikte heraufbeschworen hätte. Ich hatte zu diesem Zeitpunkt – Anfang des Jahres 1933 – andere Probleme, die mich viel unmittelbarer berührten. Der Übergang in die höhere Schule stand bevor.

Der Direktor des Königstädtischen Oberlyzeums in Berlin NO, den meine Eltern mit mir aufgesucht hatten, um mich anzumelden, war offensichtlich überrascht gewesen zu erfahren, daß ich die ersten vier Schuljahre in einer weltlichen Schule im Norden Berlins absolviert hatte, in der Religion nicht auf dem Lehrplan stand und der Unterricht in einer Form gehalten wurde, die viel freier und moderner war als zu jener Zeit üblich. So hatte er nicht ohne Sarkasmus festgestellt: »Ach was, eine weltliche Schule hat Ihre Tochter besucht?!« Nach diesem Gespräch hatte meine Mutter mir gesagt: »Du mußt es ihnen zeigen, daß eine weltliche Schule eine ebenso gute, ja eine bessere Schule ist als die anderen.« Diese mütterliche Mahnung war mir sehr viel verständlicher als die Enthüllung, daß ich Jüdin sei.

Ich wußte, daß meine Eltern Sozialisten waren, und ich identifizierte mich mit ihren Anschauungen wie jedes Kind, das in

einem harmonischen Familienleben heranwächst. Mein Vater war Funktionär der SPD, und seine Freizeit – über die er als Lehrer reichlich verfügte – gehörte ebenso selbstverständlich der Partei, wie es selbstverständlich war, in allen Lebensäußerungen ein bewußtes und kompromißloses Bekenntnis zum Sozialismus abzulegen, etwa Mitglied der Volksfürsorge zu sein, beim Konsum einzukaufen usw.

Die politische Überzeugung meiner Eltern teilte sich mir nicht nur mit, sie machte mich selbstbewußt und stolz. Es mag seltsam klingen, aber zu meinen schönsten Kindheitserinnerungen gehört nicht irgendeine Ferienreise oder ein kindliches Vergnügen, sondern die Tatsache, daß ich gemeinsam mit den Erwachsenen in einem verräucherten Hinterzimmer einer Berliner Kneipe sitzen und helfen durfte, Wahlflugblätter zu falten. Auch die Teilnahme am sogenannten Symbolbummel, bei dem sich Sozialdemokraten auf verkehrsreichen Straßen »zufällig« begegneten und einander mit dem Ruf »Freiheit« grüßten, war für mich ein stolzes Vergnügen. Die Kundgebungen am 1. Mai im Berliner Lustgarten ließen mich die Begeisterung spüren, die politisch engagierte Menschen beseelt und stark und einig machen kann.

Natürlich war mir die Zuspitzung des politischen Kampfes zu Beginn der dreißiger Jahre nicht entgangen. Dieser Atmosphäre konnte sich keiner entziehen, der an den politischen Vorgängen jener Zeit teilnahm. Nachdrücklich hatten sich mir die verschiedenen marschierenden Kolonnen eingeprägt: Die Kommunisten mit ihren roten Fahnen, die Schalmeien ihrer Spielmannszüge klangen mir sehr anmutig; die Männer vom Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold gehörten zu uns, das machte sie mir sympathisch; die militärisch exakt ausgerichteten braunen Kolonnen der SA waren mir unheimlich. Der Anblick eines tödlich verletzten Kommunisten, der, seiner Sinne nicht mehr mächtig, die Straße entlangtorkelte, in der Kommunisten und Nazis aufeinandergestoßen waren, hat sich mir unauslöschlich eingeprägt. Er verband sich für mich mit den Berichten über Straßen- und Saalschlachten, die sich die politischen Gegner – auch Kommunisten und Sozialisten – in jenen Jahren lieferten und über die ich in der Zeitung las.

Wer die Nazis waren, was sie taten und wollten, erfuhr ich aus den Äußerungen meines Vaters: »Hitler – das bedeutet Terror, Diktatur, Krieg!« Im letzten freien Wahlkampf vor der Machtübernahme Hitlers gönnte er sich keine Rast. »Berlin